

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Rassenseelenforschung in der Wüste und zu Hause



# Rassenseelenforschung

in der Wüste und zu Hause. Von Ludwig Ferdinand Clauss.

**E**ine Wissenschaft, die nicht an irgendeiner Stelle entscheidend in das Schicksal ihrer Zeit hineingreift, ist unfruchtbar und entbehrlich. Die Rassenseelenkunde (Psycho-Anthropologie), über deren Arbeit ich ihnen heute ein wenig berichten darf, ist nicht über Nacht entstanden: sie ist seit anderthalb Jahrzehnten am Werke. Das Erlebnis des Krieges und Zusammenbruches und zumal des innerdeutschen Nachkriegs hat ihr starke Anstöße gegeben.

Aber mit bloßen Anstößen ist es in keiner Wissenschaft getan. Es kamen die Jahre, da zumal die Arbeitsweise unserer Forschung, die Mimische Methode, immer sicherer ausgebildet und in mühseligen Arbeiten — innerhalb und weit außerhalb Deutschlands — erprobt und bewährt werden mußte. Auch mußten Tausende solcher Ausdrucksbilder, von denen ich hier einige vorlegen darf, geschaffen und zu „Mimischen Reihen“ verarbeitet werden.

Es hing mit dem Wesen dieser neuen Seelenforschung zusammen, daß sie wenig hervortrat in einer Zeit, deren Blick nur auf die meßbaren, zählbaren äußeren Dinge des Daseins gerichtet war und ruhslos sich selbst betäubte mit einer ständigen Setze um wesenslose Dinge. Nur einzelne Kreise wußten damals um unsere Arbeit und hofften auf sie: dieselben Kreise freilich, die mit ihrer Zingabe an Künstliches — an die kommende Volksgemeinschaft — sich aus dieser Zeit heraushoben und der neuen Zeit von innen her zum Durchbruch verhalfen. Es ist daher kein Zufall, daß gerade jetzt in dieser neuen angebrochenen Zeit das Bedürfnis nach einer Seelenkunde der Rassen und Völker immer weitere Kreise erfaßt. Sie soll ja auch das Werkzeug schaffen zu einer praktischen Kunst der Menschenbehandlung — da sie ihrem Wesen nach doch eine Menschenkunde ist: eine psychische Anthropologie. Nun ist aber — dies zum Vergleich — nicht derjenige z. B. der beste Lehrer und Erzieher, der alle Fußnoten eines Lehrbuchs lückenlos auswendig weiß, sondern der ist es, der die Jugend versteht und ihr vorzuleben weiß. Vorzuleben ist die erste Aufgabe des Erziehers. Mitzuleben — dies ist die Voraussetzung und erste Aufgabe des Rassenseelenforschers; nur durch Mitleben erschafft er sich die Fülle jener inneren Erfahrung, auf die er später in forschender Haltung zurückgreift.

So geht also gleichsam die ganze Lebensgeschichte des Rassenseelenforschers als Erfahrungsstoff in seine Forschung ein. Ich streife daher mit ein paar Worten die Entstehung unsres Forschens. Kaum daß ich die Schule vollendet hatte, trieb es mich zu den Stämmen der deutschen Küste und des skandinavischen Nordens, um den Fragen, die mich quälten, nachzugehen. Mitzuleben schien mir schon damals das erste Gebot. Darum ging

ich zur See, dann studierte ich die Sprachen und Dichtungen und das Leben des Nordens, nicht nur in Büchern und Vorlesungen, sondern durch Mitleben z. B. mit norwegischen Bauern, Seeleuten und Bürgern. Dort ist mir — neben dem seelischen Stile des nordischen Menschen — auch der jener schweren, wichtig in sich selber verharrenden Menschenart klar geworden, die wir heute die fälische nennen. So waren es denn zunächst die den germanischen Menschen von heute bestimmenden Rassenstile, auf die sich unsre Forschung richtete. Die nordische Rasse und auch die fälische sind ja nicht nur im Norden Deutschlands oder in Skandinavien die bestimmenden, sondern überall im germanischen Bereiche, auch in Süddeutschland. Das erste, was es zu schaffen galt, war — um es einmal vom praktischen Gesichtspunkte aus zu benennen — eine nationale Psychologie: eine Rassenseelenkunde zumal des germanischen Menschen. Es galt, die Grenze des germanischen Wesens zu bestimmen.

Wer aber eine Grenze scharf erkennen will, muß auch das noch sehen, was jenseits der Grenze liegt. Es galt, das Wesen des germanischen Menschen z. B. von dem des semitischen Menschen abzugrenzen. Darum verwannte ich Jahre darauf, die seelischen Stile derjenigen Rassen zu erkunden, von denen das Wesen des semitischen Menschen bestimmt ist. Die Wildform des Ursemiten findet sich am reinsten unter den arabischen Zirkelkriegerern: den Beduinen.

Was ist ein Beduine, verglichen mit dem, was wir selbst sind: wir, die wir hier im Fruchtland wohnen? Beduinen sind die Nomaden der arabischen Wüste oder streng genommen: — der arabischen Steppengebiete. Das weiß hier jeder, man weiß es gemeinhin aus Büchern, es ist leicht hin gesagt. Man kann ebenso leicht sagen: die Fische sind Wassertiere. Doch keiner, der es sagt, weiß, wie sich das Wasserleben von innen her anfühlt. Hier ist eine Grenze, die kein Mensch überschreiten kann: schon darum nicht, weil keiner seine Lungen abschaffen kann, um fortan durch Riemer zu atmen. Die Luft zwischen dem sesshaften Leben des Fruchtlandbewohners und dem des Steppenwanderers ist nicht so tief wie die zwischen Land- und Wassertier. Ein Übergang vom einen zum andern ist möglich, doch fordert er eine bis in die Wurzel reichende Umstellung im Verhältnis des Menschen zu seiner Welt. Beduine sein heißt zunächst: in einer Naturwelt leben, die von der Hand des Menschen kaum berührt und nicht gestaltet ist. Wenn der europäische Fruchtlandmensch, z. B. der Städter, am Sonntag „in die Natur hinaus“ eilt, so täuscht er sich selbst, wenn er glaubt, Natur zu finden. Er vertauscht nur eine Kulturlandschaft mit einer anderen. „Stadt“ und „Land“ sind ja nur relativ



verschieden, sind nur ein Mehr oder Weniger des Durchwirkteins mit menschlichen Gestaltungen. Was wir poetisch „Wälder“ nennen, sind in Wirklichkeit nicht Wälder, sondern Forsten: jeder Stamm ist gezählt, ist gepflanzt, geprüft und zugelassen; alles ist angelegt und wird verwaltet. Jeder Quadratmeter ist in ein Grundbuch eingetragen. Das alles haben wir mehr oder weniger deutlich im Bewußtsein, wenn wir hierzulande „aufs Land“ hinausgehen: man „darf“ die Wiesen nicht betreten, ehe sie gemäht sind, denn jeder Grashalm ist hier Teil eines Menschenwerkes. Und gar die Straße oder der Schienenstrang: sie sind Teile einer Maschine oder doch des großen Mechanismus, der Verkehr heißt. Sie sind die künstliche Fahrbahn zum künstlichen Fahrzeug. Beide passen und greifen ineinander als Maschinenteile. Die Tiere dieses Landes sind Werke menschlichen Planes: Haustiere. Und auch das „Wild“ ist ja nicht wild im wahren Sinne, sondern nur ein bißchen weniger Haustier: es ist gehegt, ist gezähltes Glied eines zugelassenen Wildbestandes: ein Stück Kulturlandschaft. Und selbst das sogenannte „Raubzeug“ und das „Ungezieser“ ist — mit eben diesen Bezeichnungen — der Kulturwelt eingefügt als ihr Störenfried und Widersacher. — Dies ist die uns gewohnte Welt: in allen Stücken das Gegenstück der beduinischen. Es ist die Welt des Fruchtlands, des Baulands: die Welt des festhaften Menschen.

Auch für den Nomaden ist diese Welt vorhanden; er weiß um sie. Für ihn aber ist sie nicht das Gewohnte, sondern das Fremde, das Völlig-Andere. Er taucht bisweilen plötzlich hinein in diese Welt, etwa in Form eines Streifzugs, um sie zu berauben. Raub, wenn er sich in bestimmten, uralte überlieferten ritterlichen Formen abspielt, gilt ihm ja als normaler Erwerb, ja als die vornehmste Form des Erwerbens. Aber der Raubzug ins Bauland macht ihm wenig Freude, denn der Nomade bewegt sich in der bebaubaren Welt wie auf Glatteis. Weit lieber verbleibt er auch mit seinem Rauberwerb innerhalb seiner eigenen Welt der freien Steppe und wählt sich als Raubziel ein vielleicht sehr fernes Nomadenlager. Hier fühlt er sich sicher, hier greifen die Formen des Kämpfens von Gegner zu Gegner spielend ineinander, während der Fruchtlandbewohner, der Bauer und Städter, sich ja nicht an die ritterliche Spielregel des Kampfes hält. Darum muß man den Baulandbewohner, den Sassen, womöglich sich dienstbar machen. Kauft er sich frei vom gewaltsamen Zugriff des Nomaden, nun gut — so lasse man ihn in Frieden.

Die Welt, in welcher der Beduine lebt und einzig leben kann, ist Naturlandschaft und wird nie in Kulturlandschaft verwandelt durch seine eigene Hand. Niemals rührt seine Hand den Pflug an: würde sie es tun, so würde er sich erniedrigen und in den Augen der Seinigen künftig ein Fellach sein. Es gibt ja ganze Stämme, die halb oder ganz aus der freien Steppe hinaus ins Fruchtland gedrängt worden sind und dort zum Pfluge griffen: sie haben aufgehört, Beduinen zu sein. Für den freien Nomaden sind sie „fellähin“, Fellachen, d. h. Landbauer, und damit erledigt. Sie kommen für ihn nicht mehr als Seinesgleichen, sondern nur als Ziel der Ausbeutung in Frage. Was z. B. in Palästina den erstaunten Reisenden (auch man-

chen Forschungsreisenden) als „Beduinen“ gezeigt wird, sind durchweg solche Verbauerte, die zwar noch in Zelten leben und bisweilen deren Standort wechseln, aber sonst fast nichts mehr mit wirklichem Beduinentume gemeinsam haben. Beduinenleben ist erst östlich des Jordans und der moabitischen Berge zu finden in jenen weiträumigen Feuersteinsteppe, die bis hinein nach Innerarabien reichen. Dort hat sich auch meine Beduinenzeit entwickelt.

Die Welt des Beduinen ist eine Welt, in der seine Kamele so, als wären sie in voller Freiheit, leben können: fast ohne ordnenden Zugriff des Menschen. Seine Kamele sind nicht Haustiere, so wenig wie er selbst in Häusern lebt. Sie sind Wandertiere, Nomadentiere: nie völlig ausgezähmt, immer halbwild. Es ist ein tiefer Unterschied zwischen dem Kamel des landbauenden Fellachen und dem des Beduinen. Dieses lebt, als wäre es völlig frei, in der wirklichen, von Menschenhänden nicht gestalteten Natur. Jenes aber, das Kamel des Bauern, ist in seiner Hand ein richtiges Haustier geworden, das auf Reisen — wie der Bauer selbst — abhängig ist von mitgenommener oder unterwegs gekaufter Nahrung.

Im Leben der Steppenkamelle gründet alle beduinische Wirtschaft, alle Daseinsmöglichkeit des freien Beduinen. Die Kamele weiden von selbst und wachsen von selbst; tagsüber verstreuen sie sich über fast unabherrschbare Weidesflächen; denn die nordarabische Steppe ist das, was der Laie oft Wüste nennt: eine schimmernde, leicht gewellte, bisweilen von Steinbergen jäh durchschnittene Hochebene, die mit Feuersteinkies oder Feuersteinplatten bedeckt und nur da und dort mit harten Gewächsen betupft ist. In diesen Tupfen gründet das Leben der Steppenkamelle: die Tupfen werden abgeweidet und sind dann erst im nächsten Jahre wieder da. Inzwischen wechseln die Kamele ihre Weidegründe, und die Leitung dieses Wechsels ist fast das einzige, wodurch der Beduine ins Leben seiner Tiere eingreift.

Ist der Beduine ein Glied dieser Naturwelt, so bedeutet dies doch keineswegs, daß er kulturlos sei. Nur daß Kultur ihm etwas völlig anderes bedeutet als dem Abendländer. Die Kultur des nordischen Menschen ist eine Leistungskultur: sie wird geschaffen von einem Menschentypus, der seiner Welt gegenübertritt und in sie hinausgreift, um etwas an ihr zu leisten. Der nordische Mensch hat eine Aufgabe zu erfüllen an seiner Welt: die Aufgabe ist ihm von innen her gestellt, sie entstammt nichts anderem als seinem eigenen Wesen. Der beduinische Mensch spürt nichts von alledem; er würde die Haltung des nordischen Menschen — wenn er sie verstünde — als Gotteslästerung empfinden. Der echte Beduine ist ein Wesen, dem das Seine zufällt aus der Hand seines Gottes. „Erwerb geschieht nicht durch zielgerichtete Leistung (das wäre nordischer Stil des Erwerbens), sondern durch rechtes Erfassen der von Gott geschenkten Beute. Wenn ein Wehrloser dir in den Weg läuft, so hat ihn Gott selber dir zugeworfen als Beute, also: plünder ihn aus bis aufs Hemd, nein, bis auf die Haut, und laß ihn dann laufen! — Mitleid? Er könnte ohne Kleidung und Wasser und Reittier verdorren in der Wüste —? Das Mitleid ist bei Gott! Dich da einzumischen, das hieße,





Bild 1:

Junger Scheich vom Beduinenstamm der Beni Sachr.  
Wüstenländische Rasse der Urfemiten. Nomade,  
der abweidet und weiterzieht.

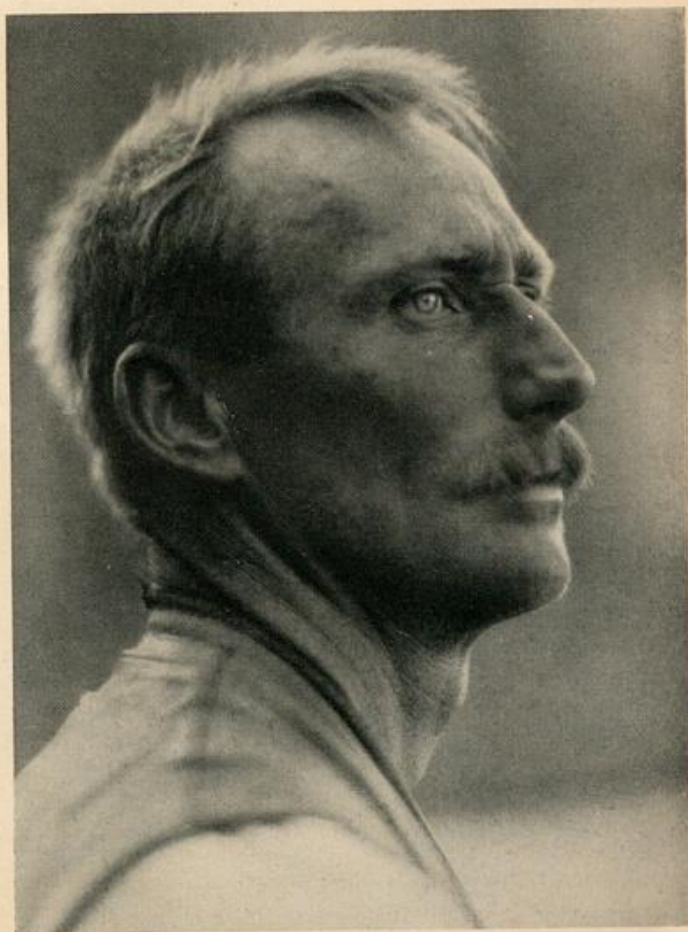


Bild 2:

Deutscher Bauer und Arbeiter. Nordische Rasse.  
Leistungsmensch, der durch eigene Leistung den Boden  
zur Leistung zwingt.

Quellennachweis:  
Aus L. F. Clauß, Die nordische Seele.

Beilage zu: „Rassenseelenforschung in der Wüste und zu Hause.“ Von L. F. Clauß.



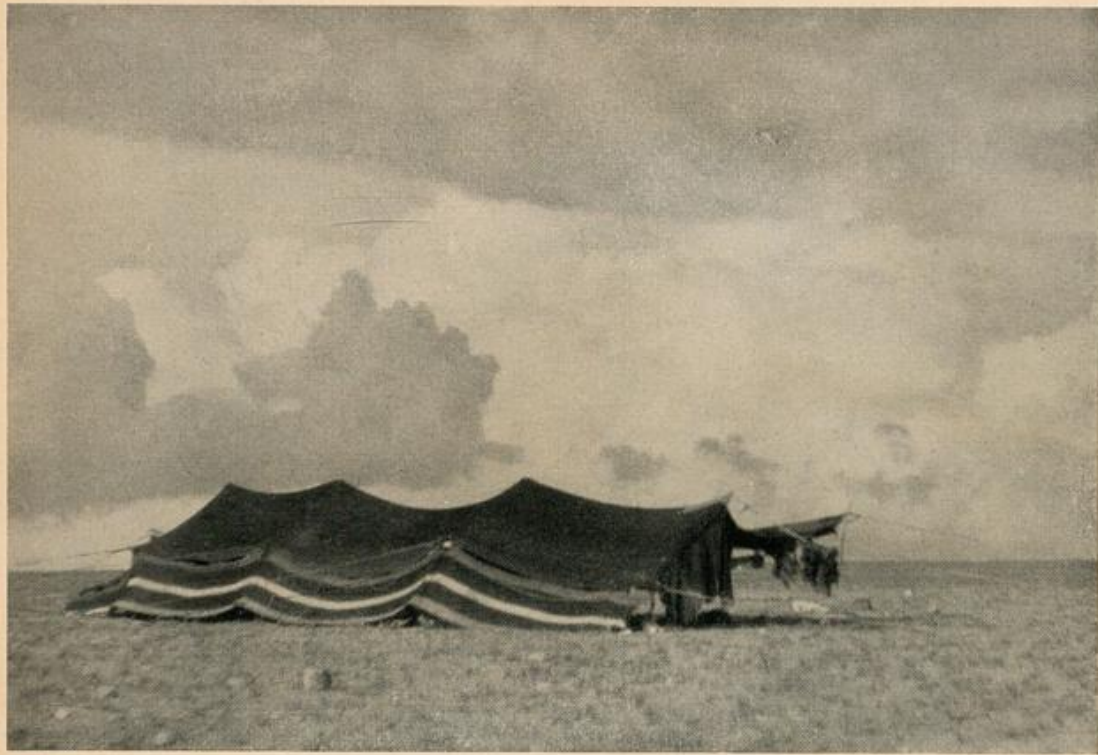


Bild 3: Aus ursemitischer Welt: Beduinenzelt in der arabischen Steppe zur Regenzeit. Flüchtiger Schutz für den, der morgen aufpackt und weiterzieht.



Bild 4: Aus germanischer Welt: Friesischer Bauernhof. Bleibende Stätte für den, der baut und schafft.



dich überheben. Lästere Gott nicht, indem du die Beute ausschlägst! Wenn Gott dem Beraubten helfen will, so wirft er ihm zu, was er braucht: Kleidung, Wasser, Kamele<sup>1</sup>.

Wir vergleichen das Erleben des Menschen gern mit einem Strome: ein Erlebnis fließt aus dem andern hervor, eines bedingt das andere. Dies Bild wäre sinnlos für die Erlebnisweise des Beduinen. Ihm leuchtet das Erlebnis auf im Augenblick und erlischt dann wieder, als wäre es nicht gewesen. Wir dürfen solches Erleben eher mit einem Glühlicht vergleichen: wenn es eingeschaltet ist, dann ist es da, und wenn es ausgeschaltet ist, dann ist es nicht da. So sind diese Menschen, bald eingeschaltet, bald völlig ausgeschaltet. Das Erleben fließt nicht, sondern setzt sich zusammen aus einzelnen Augenblicken, die durch nichts verbunden sind als durch die Zeit — vergleichbar den Perlen einer Kette, die durch nichts verbunden sind als durch die Schnur. „Entwicklung“ des Charakters, wie wir es verstehen, ist hier gar nicht möglich; und zwar nicht nur deshalb, weil diese Menschen „primitiv“ sind und das Individuum in ihnen nicht entbunden ist. Worte wie „primitiv“ sind an europäischen Schreibtischen entstanden und erfassen wenig vom Wesen jenes Erlebens. Auch dort, wo Menschen echt beduinischer Abstammung in Geschlechterfolgen durch verfeinerte Stadtkultur hindurchgegangen und keineswegs mehr „primitiv“ sind, ändert sich nicht diese Grundform ihres Erlebens.

Wir betrachten unser Bild 1: Der Blick dieses Auges lehrt den, der mit diesen Menschen gelebt hat, den ganzen Stil des Erlebens dieser Menschen. Wir vergleichen damit einen Blick aus nordischen Augen (Bild 2): Der nordische Mensch schaut in eine andere Welt als dieser Mensch. Dies ist nicht söfflich gemeint; wir meinen hier nicht, daß dieser in eine Welt der Steppen, Zelte und Kamele hineinschaut und jener in eine Welt der Wälder, Felder und Flüsse, auf hohe See, auf Werkstätten, auf Städte mit rauchenden Schloten. Das Wort „Welt“ ist hier nicht söfflich gemeint, sondern stillhaft: dieser Blick hier fängt die Welt ganz anders auf als der Blick des nordischen Menschen. Oder besser noch: dieser Blick fängt sie auf, liegt auf der Lauer, greift nach ihr und fängt sie ein; der nordische Blick greift auch, aber anders: er greift hinaus und schafft sich seine Welt. Der nordische Mensch schafft um sich eine Leistungswelt: alles, was in seine Welt eingeht, muß, um wertvoll zu sein, irgendwie zur Leistung werden. Vor solchen Augen aber, wie Bild 1 sie zeigt, wird Leistung zum Fluche. Sie fangen auf, was ihnen zufällt, und sind immer zu solchem Auffangen bereit: sie schlafen nie völlig, nur den Raubtierschlaf mit blinzelnem Auge. Aber unter den Dingen einer Welt, die vor solchen Augen dasteht, gibt es keines, das den Anspruch erhebt, gestaltet zu werden. Nicht einmal das Wasser der Steppe, diese schwarz-braune Brühe voll Schlammes, die aus einigen Löchern geschöpft wird und im Sommer immer mehr schwindet, bis der Winterregen die Löcher wieder füllt — diese scheußliche Brühe voller Unrat wird geschöpft, wie sie ist, und getrunken, wie sie ist: nie fällt es einem Beduinen ein, sie etwa durch ein Tuch

<sup>1</sup> L. J. Claus, Als Beduine unter Beduinen (Freiburg im Breisgau, 2. Aufl., 1934), S. 103.

zu seihen. Jede Arbeit, die nicht sein muß (außer dem Raubzug), schändet den, der sie tut und macht ihn lächerlich, wenn er ein Herr ist. Der altbiblische Fluch: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“ hat nur in der Welt solcher Menschen einen echten Sinn, nicht in einer nordischen Welt, in der „Leistung“ den Sinn des Lebens ausmacht.

Auch das beduinische Leben kommt nicht ohne Arbeit aus: das Melken der Tiere, die Bereitung der Butter, das Kochen, das Weben des Zeltstoffes, der Aufbau und Abbruch des Lagers — all das ist Arbeit. Aber nicht in solcher Arbeit liegt der Sinn der beduinischen Kultur. Arbeit ist Fluch, ist minderwertig und nicht Sache des Vollmenschen, d. h. des freien Nomaden. Arbeit ist Sache derer, die nicht für voll genommen werden und nicht wesentliche Träger der beduinischen Kultur sind: der Sklaven und Handwerker und vor allem der Frauen. Beduinische Kultur liegt in den feingestimmten Spielregeln des Gemeinschaftslebens. Wer Beduine unter Beduinen werden und dort nicht als Küpel gelten und nicht als Unherr verachtet werden will, der muß zunächst dieses verwickelte Regelwerk studieren, das allem Handeln und Verhandeln, fast jedem Wort der Unterhaltung seine vorgeschriebene Form gibt. Dichtung ist der bevorzugte künstlerische Ausdruck dieser Menschen, und Dichtung bedeutet ihnen eine festlich gesteigerte Übung solchen Regelwerkes. Auch der Raub wird ja nach bestimmten Regeln ausgeführt, und durch diese Regeln wird er — nach beduinischem Empfinden — ritterlich und rechtmäßig; wer aber die Regel verletzt, der verliert die Ehre und wird in schweren Fällen aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Solche Ausstoßung ist die einzige Strafe, die wirklich zwangsweise vollzogen werden kann. Denn jeder Vollbeduine ist ein freier Mann und beugt sich niemand, auch nicht dem Stammeshaupt, dem Scheich. Der Scheich ist nur ein primus inter pares: er bestimmt den Aufbruch und die Wahl der Weide, und er hat die Pflicht und Ehre, die Gäste des Lagers zu bewirten. Viel weiter reicht seine Befugnis nicht.

Das Leben dieser „wilden“ Hirtenkrieger draußen in der Steppe ist keineswegs kulturlos, wenn wir unter Kultur nicht einen Inbegriff geschaffener Werke, sondern die Geformtheit des äußeren und inneren Daseins verstehen. Unsere abendländische Kultur, eine wesentlich nordische Leistungskultur, fordert vom Menschen Beherrschtheit: daß er sich selbst gegenüber trete und sich selbst gestalte nach dem Richtmaß seines selbständigen Gewissens. Solches Verhalten hat im arabischen Leben keinen Sinn, gleichgültig ob es sich um das urtümliche Leben eines Hirtenkriegers in der Steppe handelt oder um ein Leben in verfeinerter städtischer Bildung. Es gibt kein Gewissen, kein Eigenleben, sondern nur die Regel: die kollektive Lebensvorschrift als einziges Richtmaß auch des sittlichen Handelns.

So sieht die Kultur des Ursemiten aus, den wir nach dem Stile seines Erlebens den Offenbarungsmenschen und nach dem stilgemäßen Hintergrunde seiner Landschaft den wüstenländischen Menschen nannten<sup>2</sup>. Der Gegensatz zur Kultur des nordi-

<sup>2</sup> L. J. Claus, Rasse und Seele, 4. Aufl., 1934, S. 74/75.



schen Leistungsmenschen, zur germanischen Welt, springt ins Auge.

Unsere Forschungen gingen aus vom germanischen Menschen. Aber keiner kennt sein eigenes Haus, der es nicht irgend einmal auch von außen her betrachtet. Diese Einsicht trieb uns in die Wüste, in die Welt des ursemitischen Menschen, um die germanische Welt und den Menschen, der sie gestaltet hat, einmal von dort aus zu sehen: den germanischen Menschen. „Germanisch“ und „Semitisch“ sind in erster Linie Kulturbegriffe, nicht Rassenbegriffe. Es gibt germanische Kultur und semitische Kultur, und die heutigen Träger beider Kulturen sind rassistisch gemischt. Doch wir sahen oben am Beispiel des Beduinen die Abhängigkeit der Kultur von der Rasse. Die Schöpfer beider Kulturen müssen reiner geartet gewesen sein.

Germanische Kultur zeigt deutlich die Züge nur zweier Rassenstile: des nordischen und des fälischen Stiles. Germanisches Wesen ist aus gemeinsamer Geschichte von Menschen beider Rassenstile erwachsen: die Einheit und auch der innere Widerstreit im germanischen Wesen entspringt aus dieser Zweifelt. Aber auch semitische Kultur trägt nicht die Züge nur einer einzigen Rasse, zumal dort, wo sie von festhaften Menschen, nicht von schweifenden Hirtenkriegerern ausging. Alle städtische Kultur der Semiten ist stärkstens mitbestimmt vom Stil einer zweiten Rasse, die wir die vorderasiatische nennen. Wie germanisches Wesen aus einer Verbindung von nordischem und fälischem Rassenstile, so ist semitisches Wesen aus einer Verbindung von wüstenländischem und vorderasiatischem Rassenstile zu erklären. In beiden Fällen also verbindet sich eine schlanke Rasse mit einer schweren: im germanischen Falle die schlanke nordische Rasse mit der schweren fälischen; im semitischen Falle die schlanke, leichte Rasse der wüstenländischen Nomaden mit einer schweren Rasse, der vorderasiatischen. Zwar werden solche allzu einfachen Formeln immer den Tatsachen ein wenig Gewalt antun. Wir kommen der Wirklichkeit näher, wenn wir im zweiten, im vorderasiatischen Falle, statt „schwer“ das Wort „schwierig“ gebrauchen.

Freilich: auch schlank und schlank ist zweierlei, leiblich wie seelisch. Nordisches Schlanksein ist ragend, ausgreifend: es kennzeichnet die Gestalt eines Menschen, der seiner Welt gegenübertritt und sie anfaßt, um etwas an ihr zu leisten. Das Schlanksein des wüstenländischen Menschen aber ist ganz anders: flüchtig, gewichtslos, schweifend, die Linie eines Menschen, der im Augenblick und für den Augenblick lebt, nicht ausgreifend in die Ferne der Zukunft wie der nordische Mensch. Dennoch ist eine gewisse Formverwandtschaft zu spüren zwischen nordischer und wüstenländischer Schlankheit.

Ist nun eine solche Formverwandtschaft auch zwischen den beiden schweren Rassen zu finden, der fälischen und der vorderasiatischen? Keineswegs. Sie haben kaum eine einzige vergleichbare Linie. Das Wort „schwer“ trifft ja streng genommen nur als Kennzeichnung der fälischen Rasse zu: ihre leibliche und seelische Gestalt ist wuchtig, viereckig, massig, riesenhaft, in sich selber ruhend und verharrend. Die Gestalt des vorderasiatischen Menschen dagegen zeigt „Schweres“ nur etwa in

den Augenlidern, die wie ein schwerer Vorhang über die Iris fallen und sie halb bedecken, und in der fleischigen Nase, die nach vorne zu fast über die Oberlippe fällt. Doch die „Schwere“ dieser Formen bedeutet nicht Wucht und Verharrung, sondern etwas anderes. Er ist der Mensch, der alles schwierig macht, was ihm in seine geistigen Hände fällt. Wie er selbst nicht einfach ist und nichts aus erster Hand erlebt, so kann er auch kein Ding seiner Welt als etwas Einfaches, rein Natürliches nehmen: er sucht es auf eine besondere Weise zu „vergeistigen“. Was nun den vorderasiatischen „Geist“ betrifft, so bleibt uns nichts übrig, als ihn zu umschreiben. Es ist ein Geist, in dessen Griff die Dinge ihre naturhafte Einfachheit verlieren; sie werden in seinen Händen verwickelt und starr zugleich. Der Gedanke schießt üppig ins Kraut, wird aber gleich dünn, abstrakt, naturfremd und verschachtelt: er drängt nach der Starrheit des Buchstabens.

Alle geistige Einfuhr aus dem Morgenlande hat uns etwas davon gebracht, und mehr als nur etwas. Wie kam es, daß der nordisch-germanische Geist des Abendlandes sich gegen diesen fremden Geist nicht abschloß? Nun, wir sagen heute „nordisch“ und „germanisch“ und „Abendland“ und ziehen damit eine mehr oder weniger scharf erkannte Grenze gegen Fremdes. Aber der Frühzeit des Germanentumes fehlte diese Erkenntnis, darum hielt sie nicht Wacht an den Grenzen des germanischen Wesens. Fremdem Vorbild gab sie allzu willig Macht über sich selbst. Darum ist seelische Grenzforchung eine der dringlichsten Aufgaben unserer Zeit. Sonst kommt der Tag, da es zu spät ist. Kein wissenschaftlich genommen, ist eine Rasse so wertvoll wie die andere, denn jede trägt ihre eigene, nur ihr eigene Wertordnung in sich selbst. Vom Standpunkt des Forschers also gibt es keine Rangordnung der Rassen. Ganz anders aber liegen die Dinge dann, wenn nicht von einem theoretischen wissenschaftlichen, sondern von rein praktischem Standpunkt aus geurteilt werden muß. Dann aber muß die Frage so lauten: „Welche Rasse ist die wertvollste für uns, nämlich für uns Deutsche? Die Antwort lautet: Die Rasse oder die Rassen sind für uns die wertvollsten, nach deren Artgesetz unser deutsches Wesen, unser Volkstum, unsere Kultur von Anfang an geschaffen ist als eine Kultur des germanischen Menschen; die Rassen also, nach deren Stil der germanische Mensch gefügt ist, nämlich die nordische und die fälische Rasse. Dies gilt für uns, nicht für alle. Für andere Völker, die nach anderem Stile geschaffen sind, gelten andere Artgesetze. Für semitische Völker z. B. muß der Stil des wüstenländischen und der des vorderasiatischen Menschen der maßgebende sein. Mit semitischen Augen gesehen, sind diese beiden Rassen die „wertvollsten“, denn sie sind die Träger aller semitischen Werte. So führt Rassenseelenforschung zwar theoretisch zu einem Relativismus der Werte, praktisch aber zu einem Absolutismus des artrechten Wertes. Das bedeutet für uns Deutsche: zu einer Alleinherrschaft der germanischen, d. h. nordisch-fälischen, Wertordnung innerhalb der germanischen Welt. Das klingt wie eine Selbstverständlichkeit, und ist auch eine! Jede wirkliche Wahrheit ist einfach und klingt selbstverständlich für den, der sie wahrhaft begreift.